

51. Jahrgang

zu sein. 2. Lini. (Straßenausdehnung und
Befahrung.) Dem Ausstand der
tischen Straßenbahner schlossen
sich fast sämmtliche übrigen städti-
chen Arbeiter an, vor allem die Gas-,
Wasser- und Elektricitätsarbeiter, ferner die
Mitarbeiter des Schlachthofes, des Theaters, Ar-
beiter des Friedhofes weigerten sich, Leichen
zu laden. Die Wasserversorgung ist vor-
gesehen, das Gas reicht nur bis Frei-
den aus. Die Stadtverwaltung wird
den Wassergas herzustellen. Die en-
gung Befahrung hat eine Abordnung der Strei-
kenden nicht empfangen, hat aber der städtischen
Verwaltung zur Pflicht gemacht, dem Betriebs-
ausschusse, daß die Verordnung 43 der
allirten Reichslandeskommision an-
geordnet wird. — Wie weiter gemeldet wird,
sind von den Engländern vier Mitglieder
der milden Streikleitung be-
stehen Arbeiter nachfolgend.

Unterhaltungsbeilage der Kamener Zeitung.

Der Mann, der die Stadt plünderte

Roman von Sven Elvestad.
Copyright bei Georg Müller, München.

4. Fortsetzung.

Aber die Ausrüstung des Detektivs über-
zeugte den Konsul von zweierlei: erstens war
etwas nicht in Ordnung. Und zweitens wußte
er nun, daß Krag alles daran setzen wollte,
um einen Stand zu vermeiden, und daß er sich
in dieser Beziehung auf ihn verlassen konnte.
Dann dachte er darüber nach, wer wohl
das Interesse des ausgezeichneten Detektivs er-
regt habe.
Er ließ in Gedanken seine Gäste, einen
nach dem andern, an sich vorbeiziehen.
Und es begann ihm kalt über den Rücken zu
laufen. Hier waren ja ausschließlich bekannte
Gente verammelt, Männer mit Vermögen und
einem angesehenen Namen. Leute in guten
Stellungen, einflußreiche Geschäftsleute. Wenn
jemand etwas gefehlt war, um Geld konnte
es sich dabei nicht handeln.
Vielleicht handelte es sich überhaupt nicht
um die Gäste, sondern um die Dienerschaft.
Aber Krag's Aufmerksamkeit schenkte nicht im
geringsten den Dienern zu gelten. Sondern
einzig und allein den Gästen.
Das waren die Gedanken Birgers, während
er dastand und darauf wartete, daß die Herren
das Zeichen zum Beginn des Spiels geben
würden.
Der alte Diener des Konsuls setzte in diesem
Augenblick die Spielstücke in dem großen Herren-
zimmer zurecht. Die Gesellschaft sollte sich in
zwei Spielpartien teilen.
Allmählich schiederten die Herren hinüber.
Der Wirt wurde gebracht, und man wurde
immer animierter und freute sich auf die bevor-
stehende Spannung.
Niemand ahnte, daß diese Spannung auf
eine Weise ausgelöst werden sollte, wie es noch
in keinem Spielklub von Christiania je vor-
gekommen war.
Es ist notwendig zu bemerken, daß bei
Konsul Birger, wie in den besten ausländischen
Klubs, nicht mit barem Gelde gespielt wurde,
sondern mit Jetons. Die Jetons wurden bei
Beginn des Spiels gekauft.
Der alte Diener des Konsuls erhielt das
Geld für die Jetons im Voraus und zahlte
den Gewinn an die Herren, die gewonnen
hatten. Er war der Croupier der Gesellschaft.
Nun stellte er sich an den großen bun-
ten Jetons und rief:
„Meine Herren! Das Spiel beginnt!“
Der alte Diener hatte an den Spielabenden
bloß zwei einfache Aufgaben zu tun. Die
eine betraf den Beginn des Spiels. Die andere
lautete folgendermaßen: „Meine Herren! Zur
Auszahlung der Gewinne!“
Der Großkaufmann Gressen war der eifrigste
unter den Spielern, darum war er als erster
an dem Jetontisch.
Er griff in seinen Rock nach der Brieftasche
und bestellte — hier zu hundert, drei
zu fünfzig und das übrige klein.
Auf einmal wurde er merkwürdig lebendig
und begann in seinen Taschen zu wühlen.
Er machte ein sehr nachdenkliches Gesicht.
„Wie ärgerlich!“ murmelte er. „Ich muß
sie wieder auf den Spiegel gelegt haben!“
Er sah den zunächst stehenden Gast an, den
Oberarzt.
„Haben Sie Ihre Brieftasche vergessen, mein
Herr? Dann müssen Sie mir erlauben...“
„Vielen Dank!“ erwiderte Gressen. „Ich
muß die Brieftasche auf dem Spiegeltisch ver-
gessen haben. Offentlich habe ich sie nicht
verloren. Es waren fast fünftausend Kronen
darin.“
„Nur verführte Damen verlieren ihr Geld.“
bemerkte der Oberarzt scherzend. „Ich werde
Sie mit Jetons versorgen. Ich will das gleiche
haben wie Sie, dann brauchen Sie bloß doppelt
zu verlangen. Na, mein lieber Jean, also
acht zu hundert, sechs zu fünfzig und den
Rest klein.“
Jean begann, die roten, blauen und gelben
Jetons aufzuzählen, und der Oberarzt griff
in die Tasche.
Aber er behielt sie dabei, und dann schnup-
perte er in die Luft, als hätte er etwas höchst
Merkwürdiges beobachtet.
Als er seine Hand herauszog, war sie leer.
„Nein, wie ärgerlich!“ rief er. „So etwas
Sonderbares ist mir doch in meinem langen
Leben noch nicht passiert. Ich habe meine
Brieftasche auch vergessen.“
„Das ist doch gar nicht möglich!“ wurde zu
ihm gesagt. „Sichens Sie doch in den anderen
Taschen, lieber Freund!“
Der Oberarzt durchsuchte auch die anderen
Taschen eifrig, doch ohne jegliches Resultat.
Die Situation fing an, komisch zu werden,
und die anderen Herren lächelten.
Der Wirt drängte sich vor und sagte, er
hätte natürlich jede beliebige Summe zur Ver-
fügung der Herren.
„Wieviel?“ fragte er, lächelnd in die Tasche
weisend. „Wieviel darf ich...“
Aber der Rest des Satzes gefror ihm im
Munde, und er wurde plötzlich blaß.
„Jean,“ sagte er zu dem Diener, „geh in
mein Zimmer und sieh nach, ob ich die Brieftasche
habe auf dem Tisch liegen lassen.“
Eine schallende Lachsalbe begrüßte diese
Botschaft.
„Du läst, Birger!“ rief man ihm zu. „Das
ist Effekthascherei! Du hast deine Brieftasche!“
Aber der Konsul schüttelte bloß den Kopf
und beteuerte, daß das nicht zutraf. Und sein
Gesichtsausdruck mußte wohl die Ungläubigsten
davon überzeugen, daß er die Wahrheit sprach.
Der Diener, der schweigende alte Diener,
kam zurück und schüttelte den ernsten weißen Kopf.
Er habe keine Brieftasche gefunden.

Nun wurde die Situation ernst, und die
Heiterkeit hörte auf.
„Wahrscheinlich sagte eine Stimme:
„Meine Herren, lassen Sie uns alle unsere
Taschen untersuchen!“
Es war Krag's Stimme.
Die Aufforderung wäre nicht notwendig
gewesen, da alle anderen Herren bereits in ihre
Taschen saßen.
Im nächsten Augenblick bot die vorher so
heitere und animierte Gesellschaft ein eigen-
tümliches Bild von Schreck und Überraschung dar.
Ein paar von den Herren standen zitternd da,
die Hände in den Taschen.
Andere gruben wie verrückt in ihren
Taschen.
Man hörte Flüche und Ausrufe von Mergel
und Verblüffung.
Und aus allen Ecken des Zimmers hieß es:
„Nicht ich. Nicht ich. Hat man je so was
erlebt!“ „Nicht ich!“
Aber dann schnitt eine Stimme in das Ge-
wirr hinein:
„Ich nicht!“
Krag's Stimme war es. Er zeigte seine Brieftasche
vor, nachdem er den Inhalt untersucht
hatte. Sie war unberührt.
Selbst für Krag's Kragen war dies eine ge-
waltige Überraschung, und er konnte seine Ver-
blüffung nicht verbergen.
Der Wirt sah erschrocken von einem zum
andern. Am längsten verweilte seine Augen
auf Krag.
Dann ergriff der Professor für die Dialekte
des Altertums das Wort:
„Meine Herren, lassen Sie uns nur lieber
gleich die Taschen eingesehen. Wir sind
bestohlen worden.“
Erstarrte Jura.
„Bestohlen! Aber von wem? Und wo?
Wann?“
Die Nase krenzten sich. Man sprach
durcheinander.
Krag griff ein.
„Und da ich der einzige bin, der nicht be-
stohlen worden ist, so erlaube ich mir, vor-
zuschlagen, daß wir die Türen verschließen.“
Doch gerade in diesem Augenblick brachte
einer von den jüngeren Dienern einen Brief
auf einem silbernen Tablett herein.
„Hier ist ein Brief an Herrn Krag's Kragen.“
Er soll sich hier in der Gesellschaft befinden.“
„Krag's Kragen?“ murmelte man erstaunt.
„Der Detektiv? Der ist doch nicht hier!“
Aber da ging der maskierte Detektiv hin
und überreichte den Brief.
„Ich bin es,“ sagte er.
Der Brief enthielt einen Hundertkronen-
schein und eine Karte.
Auf der Karte stand:
„Damit es den Herren nicht an Kleingeld
zum Auto fehlt, überende ich anbei 100
Kronen.“
Hochachtungsvoll
Der Mann aus der Villa Rosenhain.“
Die letzten Minuten waren überaus
genussvoll. Man trat Schweigen ein, und
alle Gäste starrten verblüfft auf Krag's Kragen,
der ganz ruhig dastand und die fonderbare
Mitteilung las. Man sah den Hundertkronen-
schein in seiner Hand.
Nachdem Krag die Karte genau studiert
hatte, wandte er sich an den Wirt:
„Auf den Diener!“
Der Wirt ärgerte.
Man begann die anderen Gäste, sich vor-
zudrängen. Man verlangte eine Erklärung.
„Ein Detektiv im Hause!“ sagte der Ober-
arzt. „Das ist ja ein Skandal.“
Konsul Birger trat der Ungleichheit auf
die Stirn. Er war ganz bleich vor Erregung.
„Ich wußte es,“ murmelte er, „ich wußte
es. Nun haben wir den Skandal!“
„Auf den Diener!“ wiederholte Krag's
Kragen unbeteiligt.
Der Konsul flügelte.
Dann wandte er sich zu seinen Gästen und
sagte: „Meine Herren! Ich hoffe, wir
sind einer Mysterifikation zum Opfer gefallen,
einen schlichten Scherz.“
„Haben Sie vielleicht auch einen Taschenspieler
im Hause?“ fragte der Spieler mit
starkem Blick.
„Nicht, daß ich wüßte,“ erwiderte Birger,
„aber ich wage nichts mehr zu behaupten. Denn
es hat den Anschein, als wäre heute alles
möglich.“
Der Diener kam herein. Ein junger Bursch,
der seit einigen Monaten im Dienst des Kon-
suls stand. Sehr aufgeweckt sah er jetzt nicht
aus.
„Wer hat diesen Brief gebracht?“ fragte
Krag.
„Eine junge Dame,“ war die Antwort des
Dieners.
„Sprach sie norwegisch?“
„Ja.“
„Was hat sie gesagt?“
„Sie hat gesagt, ich möchte diesen Brief
an den Adressaten abliefern. Hier wohnt nie-
mand mit diesem Namen, sagte ich. Da meinte
sie: Doch, gehen Sie nur zu der Gesellschaft
hinein. Der Herr ist im Hause. Damit ging
sie wieder fort.“
Krag betrachtete den Burschen.
Dann fragte er: „War sie hübsch?“
„Sie war jung und sehr hübsch.“
„Es ist gut. Sie können gehen,“ sagte
Krag. Der Diener ging.
(Fortsetzung folgt.)

Ein Heilmittel gegen den Aussatz?

Der Aussatz, mit wissenschaftlichem Ausdruck
Lepra genannt, ist in unserem Klima glücklicher-
weise unbekannt. Deshalb machen wir uns schwer
eine Vorstellung davon, welche Gefahr die
Menschheit diese Seuche ist. Unser Verfahren
kannten diese furchtbare Krankheit eher aus
eigener Anschauung. Die Kreuzritter, die aus
dem Orient zurückkehrten, trugen oft die ent-
setzlichen Spuren dieses Leidens an sich und
oft genug bot die mittelalterliche deutsche Stadt
den Blick orientalischer Wohnstätten, vor deren
Toren ein Häuflein Aussätziger abgefordert von
der übrigen Menschheit ein leidenvolles Dasein
fristete. In England kennt man die Lepra-
Kranken auch heute noch. Wenn auch nicht so
häufig wie im Mittelalter, so kommen doch
auch jetzt noch Europäer, die im fernen Osten,
namentlich in Indien tätig sind, mit dem Aus-
satz befallen, wieder in ihre Heimat zurück. Für
sie sind in England in ganz abgelegenen Ge-
genden besondere Heime errichtet, in denen sie
Pflege genießen.
Der Aussatz, der glücklicherweise das ge-
mächteste Klima verschont, findet sich im übrigen
sowohl in tropischen Gegenden wie in der kalten
Zone. Von dem Umfange dieser Seuche macht
uns schwer einen Begriff. Schätzungsweise
leben auf der Erde über zwei Millionen Lepra-
Kranke. Die Krankheit ist von der modernen
Wissenschaft auf einen besonderen Bazillus zu-
rückgeführt worden, der sich nur sehr schwer
von dem Erreger der Tuberkulose unter-
scheidet. Dieser Bazillus ruft zunächst eine örtliche
Injektion hervor, die sich zur Wunde vertieft.
Die Krankheit greift dann weiter um sich und
führt oft zu häßlichen Verwundungen.
Was vor kurzem gab es überhaupt kein
Mittel weder zur Verhütung noch zur Heilung
der Seuche. Neuerdings aber hat die ärztliche
Wissenschaft auch gegen diesen furchtbaren Feind
der Menschheit endlich festen Boden gewonnen.
Es ist kein Zufall, daß man das Mittel in
einem indischen Naturerzeugnis gefunden hat.
In einem Lande also, in dem die Lepra mit
am meisten verbreitet ist. Man kann allerdings
noch nicht von einem Heilmittel sprechen, doch
aber davon, daß ganz wesentliche Besserungen
im Zustand und im Aussehen des Kranken
erzielt werden.
In Sierra und auch in Siam wächst ein
Baum, der den Namen *Tarallagena* führt.
Aus dem Baum wächst eine orangefarbene
Frucht, deren Kern aus ölhaltigen Samen besteht.
Das daraus gewonnene Öl ist unter
dem Namen *Shant Moogra* bekannt. Seit
ein paar Jahren wird dieses Öl in den
orientalischen Krankenhäusern zur Verhütung
der Lepra verwendet. Im Anfang machte man
die Erfahrung, daß dieses Mittel sehr störend
auf die Verdauung wirkte, doch hat man diesen
Nachteil allmählich zu beseitigen gelernt. Die
Behandlungsergebnisse sind durchaus ermuti-
gend. Am meisten hat sich das Institut für
tropische Medizin in Kalkutta um die Erpro-
bung des Mittels verdient gemacht. Das Institut
hat auch die Desinfektion ähnlicher Bäume mit
Erfolg zu dem gleichen Zweck ausgenutzt.
Das Mittel wird dadurch gewonnen, daß
man einen gewissen Bestandteil des Ols aus-
scheidet, und zwar durch Mischung mit bestimmten
Säuren. Das auf diese Weise gewonnene Pro-
dukt wird dann eingespritzt, und zwar entweder
in die Adern oder in die Muskeln. Die Sub-
stanz tötet, wie beobachtet wurde, die Bazillen
sofort. Die Folge davon ist, daß die gräßlichen
Wunden der Lepra-Kranken heilen und ver-
schwinden und daß sogar unempfindlich gewordene
oder zerstörte Nerven wieder in Tätigkeit tre-
ten. Man kann auf Grund dieser Erfolge
mit Bestimmtheit sagen, daß die Symptome der
Krankheit verschwinden. Ob die Heilung eine
wirkliche oder dauernde ist, läßt sich natürlich
noch nicht behaupten.
Immerhin sind die Wirkungen des Mittels
so, daß man auch dieser Seuche allmählich Herr
zu werden hofft. In einem der indischen Lepra-
Heime wurde bei 40 Prozent aller behandelten
Fälle eine Heilung der äußeren Merkmale er-
zielt, bei 80 Prozent eine ganz erhebliche Besse-
rung des Zustandes. In einem anderen Institut
wurde die Zahl der Todesfälle von 25 Prozent
auf 5 Prozent heruntergebracht. Von fast 100
Krankheitsfällen, über die man in einem an-
deren Lepra-Heim genaue Aufzeichnung führte,
zeigten nur vier keine Heilung. Außer in
Indien fand auch auf der Halbinsel Korea
systematische Versuche mit dem Mittel gemacht
worden und auch dort ist die Heilwirkung
günstig.

Die moderne Wäsche.

Eine Haushaltungswissenschaft hat alle nadel-
fundigen Frauenbesinnen, man hat sie nach
Anfertigung einiger Wäscheartikel wieder in sich
zusammengedrückt und hinterläßt nur ein
Schwachsgefühl für untätig zusehendes (Wä-
scheliebe, Brider etc.), man hat sie aber diese
Epidemie zur chronischen Krankheit geworden.
— Hohlraum, Hohlraum. — Das Mittags-
geschloß.
Und ich muß nun auch noch diese Krank-
heit durch diesen Bericht fördern, noch mehr,
ich muß sagen, sie ist wohl die schönste Garnitur,
die Hohlraum, um das Parter der jetzt modernen
Wäsche genügend hervorzuheben. Diese Wäsche
nun, in der Hauptsache aus Seiden, Watte
— und für Damen, die mit Gütern und Papieren
reichen reich versehen sind, aus Seide her-
gestellt, wird sich nie von der launigen Ko-
fetterie, zarte Farben zu verwenden, befreien
können. Trotz allem geht ein einfacher Zug
in Hinführung auf die Schnittart durch die
Moderation. Die Mäntel zur feinen zeit-
raubenden Handarbeit ist unverkennbar. Hohl-
raum ist es, der sich motiviert oder in geo-

metrischer Linie durch die Wäsche zieht. Weiter-
naht ist es, welche die einzelnen Schnittteile
untereinander verbindet, Wäschen, mit
hochgestellten Blumen abwechselnd, halten dem
Hohlraum die Parallele.
Es wird die aufmerksame folgende Besucher
der *Fachwelt-Monatschrift* für Kleid und Heim
bemerkte haben, daß Wäsche oder Wäsche-
stücke an Wäsche nur mehr sehr spärlich vor-
zufinden ist, dagegen bringt man fast als
möglich farbiges Seidenband als Wäsche-
objekt. Wiedrige Wäsche an Nachschenden,
wie wir sie unter den *Fachwelt-Monatschrift*-Schnitt
oft finden, spielen jetzt eine große Rolle, be-
vorzugt man doch auch an diesem Kleidungs-
stück den kurzen Ärmel. Die sogenannten
Pinnas haben sich längst von ihrer strengen,
einfachen Form losgelöst und an ihnen tobt
sich die ganze tolle Dame und Eigenart der
Mode aus. Bedinglich finanzielles Können wird
in diesem Falle hindernd und fördernd ein-
greifen.
Welt und Luft sind die Unausprechlichen,
— kurz auch sind die durch schmale Wäsche-
heben aus Seide oder Häutspitze hochgehaltenen
Hemden. Beides wird aber mehr und mehr
durch die Hemden verdrängt, die Stoff- und
Wäscheherstellung ist.
Von entzückender Platanerie sind oft die
Morgenhäutchen. Garniert sind jene mit —
Hohlraum.

Die Indianer und die Frauenbewegung.
Die „*Zeiten und Wälder*“ berichten, ha-
ben sich kürzlich die beiden letzten Stämme der
Indianer im nördlichen Osklahoma in Mexiko
mit dem Frauenrecht befaßt. Man sieht
also, daß die Frauenbewegung selbst bis in die
entferntesten Gegenden vordringt. Die Haupt-
sache aber ist, daß die Indianer sich bewußt
sind, der Frauenbewegung ihren Teil zu
zahlen und mit einer uralten Liebeserklärung zu
brechen. Sie erwiderten feierlich eine Frau zum
Hauptmann und gaben ihr damit die höchste
Würde, die ein Indianerstamm zu verleihen
hat. Da Frauenrecht scheint nunmehr nach
in der Indianerwelt seinen Siegeslauf antre-
ten zu sollen. Denn nunmehr haben auch die
Frauen der Dinges, des reichsten Indianer-
stammes der Welt, das Stimmrecht bei allen
Stammesversammlungen erworben. Vielleicht wird es
jetzt bald einen zweiten Indianerhaupling weiblichen Geschlechts
geben. Dann wird man allerdings auch mit
Sicherheit darauf rechnen können, daß diese bei-
den Abteilungen sich den Krieg erklären.

Ohnmacht auf der Geschworenenbank.
Der weibliche Geschworene, der neuerdings
auch in Deutschland im Gerichtsleben eine Rolle
spielt, waltet in England schon seit längerer
Zeit seines Amtes. Man hat aber dort schon ver-
schiedenmal nicht gerade erfreuliche Erfahrungen
damit gemacht. Ein Fall, der sich kürzlich in
Glasgow ereignete, scheint recht bemerkenswert
zu sein. Das dortige Schöffengericht hatte einen
Mordfall zu verhandeln, wobei sich die An-
klage gegen zwei junge Männer richtete. Die
Angeschuligten hatten einen älteren Herrn er-
mordet, der von seiner Nichte, der Braut eines
der jungen Männer, beschuldigt wurde, daß er
gegen das Mädchen in Kindesalter fittliche Ver-
sehrungen begangen hatte. Als der Staatsanwalt
des Ermordeten der Geschworenenbank die Art
der tödlichen Wunde näher auseinandersetzte und
von dem Versuch sprach, durch Blutrassifikation
das Leben des tödlich Verletzten zu retten,
wurde die weibliche Geschworene, die mit zu
Gerichte saß, ohnmächtig. Das Gericht verurteilte
sie, aber nach Wiederaufnahme der Verhandlung
erkrankte sie bei der Fortsetzung der ärztlichen
Vernehmung der Fall abermals. An-
stelle der weiblichen Geschworenen mußte infolge-
dessen ein Ersatzgeschworener zur Sitzung heran-
gezogen werden. Die jungen Männer wurden
schließlich zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Eine aufregende Entführungsgeschichte
hat sich kürzlich in Indien an der Nord-
westgrenze abgespielt. Dort wurde das Haus
des englischen Majors Ellis während dessen Ab-
wesenheit von einem wilden Grenzstamm über-
fallen. Die Frau des Majors wurde ermordet,
und die Tochter über die Grenze entführt,
wobei die Wilden wohl die Absicht hatten,
eine Tributzahlung zu erpressen. Es wurden
sofort englische und eingeborene Truppen sowie
die Grenzpolizei in Bewegung gesetzt. Sie erziel-
ten jedoch nichts. Dagegen gelang es einer
Pflanzschweizer der medizinischen Mission in
Peshawar, einer Engländerin namens Starr,
die Spur der Entführten aufzufinden und zu
verfolgen. Sie ging mutig in Begleitung eines
Stammeskindes über die Grenze. Wie jetzt
aus Singapur gemeldet wird, ist Fräulein Ellis in
höherer Hand, ihren Entführern also wieder
entrissen worden. In dem Telegramm wird
gemeldet, daß sie sehr schwach sei und daß
sie wegen blutiger und verletzter Füße nicht
gehen könne, im übrigen aber sei sie wohlbe-
halten. Der Zustand deutet darauf hin, daß
sie eine schwere Leidenszeit hinter sich hat.

Nur nicht die Hände sinken lassen...
Nur nicht die Hände sinken lassen
und müde weinen,
Immer nur vorwärts ringen — und sei es
auf schmalen Steinen.
Kein Gräbchen und Stünen und kein
Vertrauen schafft Rat,
Immer nur festes Eingreifen und immer
nur Tat.
Und die Hände am Tagwerk hart wie um
des Speeres Schaft...
Nicht wird siegen und Heil, bewahrt du
nur selber Kraft.

